

4. Methode: Kritische Diskursanalyse

Die vorliegende Arbeit geht wissenssoziologisch vor, das heißt, untersucht werden Diskurse der Weltgesundheitsorganisation (WHO) über die Reproduktive Gesundheit. Ausgang sind die diskurstheoretischen Überlegungen von Michel Foucault (1981) bzw. deren Weiterentwicklungen durch die Sozialforschung. Keller (2011, 60) zufolge ist Wissenssoziologie das Ergebnis der Einführung von Foucaults Diskurstheorie in die qualitative Sozialforschung. Die foucaultsche Diskursanalyse sei, wie Keller (ebd.) weiter schreibt, eine Überwindung des »mikrosoziologisch-situativen Bias« der qualitativen Soziologie. Oder wie Angermüller (2005, 29) im Anschluss an Schwab-Trapp (1996) ausführt: Die Diskursanalyse ermöglicht eine großflächige Beschreibung der Organisation von Wissen. Sie sei ein Instrument, mit dem sich die Produktion von Wissen rekonstruieren lässt, mit Blick auf gesamtgesellschaftliche, zum Beispiel mediale Debatten oder auf Wissensbestände aus der Wissenschaft, der Politik usw.

Das Ziel meiner Analyse ist eine Kartografie des Diskurses der Reproduktiven Gesundheit und Rechte der WHO Europa. Die Ebene der Akteure sowie die Handlung/Praxis tritt damit in den Hintergrund; der Fokus richtet sich auf »Wissensvorräte« (Angermüller 2005, 29). Die Methode der Diskursanalyse arbeitet – im Unterschied zur Hermeneutik – auch die gesellschaftliche und *historische* Prägung dieses Wissens heraus. Das heißt, es geht nicht einfach um formale Produktionsregeln oder sprachliche Semantiken des Diskurses, vielmehr werden die herausgestellten Diskurse in einem übergeordneten Bezugsrahmen begriffen und interpretiert. Gefragt wird, in welchen Verhältnissen und

unter welchen Bedingungen das Wissen bzw. die Diskurse überhaupt zustande kommen. Weiter begreife ich Diskursanalyse auch als ein Instrument der (herrschafts-)kritischen Gesellschaftsanalyse.

4.1 Was ist Diskurs?

Diskurs meint – im Anschluss an Foucault (1981) – eine Menge von Aussagen, die zur selben diskursiven Formation gehören und eine diskursive Praxis bilden, die »eine Gesamtheit von anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben« (Foucault 1981, 171).

Ausgangspunkt ist die Annahme, dass kommunikative Prozesse, insbesondere die Sprache, einen entscheidenden Anteil an der sozialen Konstitution der Welt haben. In *Archäologie des Wissens* (1995 [1973]) und *Die Ordnung des Diskurses* (1974) entwickelt Foucault die Prämissen für seine Methode: Wichtige Quelle ist dabei die strukturalistische Sprachtheorie von Ferdinand de Saussure und dessen Erkenntnis, dass sprachliche Zeichen ihre Bedeutung »aus den strukturierten Relationen bzw. der Differenz zu anderen Zeichen erhalten und nicht als Abbild einer den äußeren (nichtsprachlichen) Dingen anhaftenden Realität« (Ullrich 2008, 20).

Diskurse mobilisieren auch kollektives Handeln und definieren Normalität und Abweichung und transformieren bestehende Wissens- und Moralsysteme (vgl. Keller u.a.: 2001, 12). Diskurse bestimmen die Wirklichkeitswahrnehmung und Definitionen der Menschen und damit auch Machtstrukturen in der Gesellschaft mit (vgl. Ullrich 2008, 20). Foucaults Interesse richtet sich auf die Praxis der Diskursproduktion, die formalen Bedingungen der Produktion von Wissen, die Regeln der Produktion und Kontrolle von Diskursen, der Erzeugung, Aufrechterhaltung und Transformation von gesellschaftlichen Wissensbeständen, auf den Zusammenhang von Wissen und Macht sowie

auf die institutionellen und diskursiven Formen der Subjektkonstituierung.¹

Ein Diskurs liegt dann vor, wenn eine Regelmäßigkeit von Aussagen systematisch gegeben ist.² Aus der Systematik von Aussagen lassen sich Formationsregeln ableiten, die die Herausbildung von Gegenständen, Begriffen und Strategien konstituieren. Gemäß Foucault produzieren Diskurse systematisch das, wovon sie sprechen. Sie sind mehr als eine Gesamtheit von Zeichen, und es gilt, sie »als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (Foucault 1995, 74). Der Diskurs bildet also nicht nur ab, er gestaltet auch. Ich verstehe die Diskurse der internationalen Gesundheitsprogramme als eine historische und kontextspezifische artikulatorische Praxis (vgl. Angermüller 2005, 37), die »einem gleichen Formationssystem zugehören« (Foucault 1995, 156) und eine strukturierte und strukturierende Praxis aufweisen.

Den äußeren Rahmen für Diskurse bildet das Archiv – ein weiterer Kernbegriff der Diskurstheorie. Archiv meint, wie Ullrich (2008, 22) ausführt, die Gesamtheit eines Diskursrepertoires zu einem bestimmten Zeitpunkt und Thema. Eine Diskursanalyse bedeutet, einen Teil dieses Repertoires interpretativ zu rekonstruieren. Foucault schlägt vor, die Diskursanalyse zu einer Dispositivanalyse zu erweitern, das heißt, nicht nur von der sprachlichen Ebene auszugehen, sondern eine Gemengelage diskursiver und nichtdiskursiver Praxen anzunehmen.

1 Dabei deckt sich das diskursanalytische Interesse, wie es in der *Archäologie des Wissens* artikuliert wird, nicht einfach mit einem sozialwissenschaftlichen Interesse, das sich für sozialen Wandel und soziale Machtzusammenhänge interessiert. Auf der Ebene der expliziten Methodenreflexion ist eine Machtanalytik zum Zeitpunkt der *Archäologie des Wissens* von Foucault noch nicht expliziert. Erst später formuliert Foucault sein Forschungsprogramm als sozialwissenschaftliche *Machtanalytik* aus.

2 Dabei betont Keller (2005), dass es nicht darum geht, den Diskursbegriff eindeutig, d.h. für alle Ansätze gleich lautend, zu definieren, sondern innerhalb des spezifischen Forschungsinteresses den Diskursbegriff zu spezifizieren und Begriffsverwendungen zu reflektieren.

Kurzum: Der Begriff des Dispositivs geht von einem Ineinandergreifen von Praktiken der Wissensproduktion und Praktiken von Subjekten aus.³ Etwas anders gelagert spricht Link (1986, zit.n. Jäger 2004, 132) auch von einem *Interdiskurs* und meint damit, dass sich ein Diskurs nicht bloß auf einen einzigen oder wenige Spezialdiskurse beschränkt, sondern sich vielmehr mit mehreren Diskursen auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen verbindet. Zweifellos trifft dies auf die Programmatik der Reproduktiven Gesundheit zu – was mit der genealogischen Herleitung deutlich geworden sein dürfte.

4.2 Diskurs und Materialität

Eine an Foucault orientierte Diskurstheorie geht davon aus, dass alle gesellschaftlichen Phänomene diskursiv vermittelt und folglich nur diskursiv wahrnehmbar sind. Dies bedeutet aber nicht, alles sei nur Sprache oder Symbolik, vielmehr werden Diskurse *auch* materiell verstanden. Das heißt, es geht gerade darum, die Unterscheidung von Diskurs und Materialität, Sprache und Praxis, von Kultur und Materialität aufzubrechen.

Ich habe bereits erwähnt, dass es zu kurz greift, Diskurse als unabhängig von Praxis zu begreifen. Diskurse stehen der Praxis nicht einfach abgespalten als ein ideologischer Apparat gegenüber und stützen sich dieser nicht einfach über, wie es ein idealistisches Verständnis

3 Macht-Wissen-Formationen sind Gemengelagen diskursiver und nicht diskursiver Praxen. Solche Macht-Wissen-Komplexe bezeichnet Foucault als Dispositive. Studien wie *Überwachen und Strafen*, *Der Wille zum Wissen* und *Geschichte der Gouvernementalität* sind heuristisch an sozialpraktischen Künsten der Macht – an Technologien des Selbst, Praktiken der Bevölkerungsregulation, Techniken der Gestaltung städtischen Lebens, Interventionsformen zur Regulation des Ökonomischen und Sozialen etc. – interessiert. Aber methodisch bleiben die Arbeiten dennoch vorwiegend der Diskursanalyse verhaftet. Foucault hat für die Dispositivanalyse kein explizites Forschungsprogramm ausformuliert. Es gibt kein dispositivanalytisches Pendant zu dem, was für die Diskursanalyse *Die Archäologie des Wissens* ist (vgl. Bührmann 2005, 12).

nahelegen würde. Eine solche Perspektive unterschätzt, dass auch die nicht diskursive Praxis (zum Beispiel von Körpern) auf Diskurse einwirkt. Beide Dimensionen sind untrennbar miteinander verwoben (vgl. Kalender 2012, 63).

Ein Diskurs trifft demnach nicht einfach auf eine »nicht-diskursive« Wirklichkeit, die er dann formt. Vielmehr stellt sich Diskurs im Zuge einer Wechselwirkung mit ebendieser Wirklichkeit her: Aussage- und Zeichensequenzen entstehen in diskursiven und nicht diskursiven Praktiken. Durch deren Wiederholung wird »die Wirklichkeit der Welt konstituiert« (Becker 2008, 33). Mit anderen Worten ist Foucaults Zugang nicht radikal konstruktivistisch. Soiland (2010, 77) und Kalender (2012, 61-63) zeigen, dass Foucault Diskurs nicht als Gegensatz zu Praxis oder Materialität konzipiert. Diskurs und Praxis stehen in einem konstitutiven und untrennbaren Wechselverhältnis. Diskurs kann folglich auch nicht einfach eine Abbildung von Wirklichkeit sein, denn er stellt diese mit her und wird gleichzeitig durch sie hergestellt.

In diesem Sinne verstehe ich die Geschichte der WHO-Programmatiken, die Geschichte des Wissens über Generativität verschränkt mit einer Geschichte der Materialität, der *Existenzweisen* (Maihofer 1995), des Körperhandelns, einer »generativen Praxis« (Heitzmann 2017, 163). Diese Materialität wird allerdings gerade *nicht* als etwas verstanden, das sich als vordiskursiver (biologischer) Plan offenbart, sondern sie ist – im Sinne eines Historischen Materialismus – bereits Effekt eines konstitutiven Zusammenwirkens von Kulturellem (Sprache) und Materialität (vgl. Soiland 2010, 77). Diskurse und die in ihnen zum Ausdruck gebrachten Normen schreiben sich Lebensweisen demnach nicht einfach von außen ein oder bringen diese Lebensweise in einem kausalen Sinne hervor. Anders gesagt: Praxen sind Ausdruck von Diskursen und umgekehrt. Das bedeutet ferner, dass Diskurse zwar konkrete Auswirkungen auf Lebensweisen und Praxen haben, aber keinen transzendentalen Status, sie stützen sich nicht einfach über und haben oft auch eine andere Wirkung, als intendiert.

Im Sinne einer forschungspragmatischen Entscheidung werde ich dieses komplexe Wechselverhältnis jedoch nicht herausarbeiten und mich in der vorliegenden Analyse auf die Programmebene, das heißt

auf die Ebene des Diskursiven als ein sprachliches Phänomen konzentrieren. Das komplexe Wechselverhältnis, das Ineinanderverwobensein von Diskurs und Materialität, von Ideen und Praxis, Programm und Subjektivierung kann ein solcher Zugang nicht einholen. Er vermag nichts darüber auszusagen, ob und wie die programmatischen Subjektanrufungen und die generativen Subjektivierungsweisen im europäischen Raum aufeinander bezogen sind. Damit wird auch das Potenzial von Subversion – die performative Dimension widersetzlicher Subjektivierungsweisen, die über die Programmatik hinausweisen – unsichtbar. Kurzum: Empirische Subjekte sind nicht die Widerspiegelungen von Programmen und Regierungstechnologien (vgl. Pieper/Panagiotidis/Tsianos, 2009). Ein auf die Programmatik und die Technologien der Macht fokussierter Blick läuft Gefahr, diese zu totalisieren, ihre Brüchigkeit, ihr Umkämpftsein und ihr Scheitern zu ignorieren. Einer solchen Perspektive entgehen die »Fluchtlinien« (Deleuze 1991, 155), die sich Regierungsrationalitäten und Machttechnologien zu entziehen suchen. Sie übersieht die »Randgänge« (ebd. 156), in denen sich ein »Anders-Werden« (ebd. 160) artikuliert.

Dabei ist auch ein Programm bzw. eine Programmatik nicht einfach monolithisch oder gar eine widerspruchslöse Einheit. Zwar bilden sogenannte Ursprungsmetaphysiken (zum Beispiel das autonome und selbstbestimmte Subjekt) eine Basis der untersuchten Programme, gleichzeitig – wie ich im Anschluss an ein dekonstruktivistisches Diskursverständnis (Bublitz 2003; Bublitz u.a. 1999) vorschlagen möchte – zeigt sich in dieser Metaphysik gerade auch die unmögliche (hegemoniale) Einheit von Diskursen. Die Ursprungsmetaphysik kann sich nur »über den Ausschluss eines ›Supplements‹ stabilisieren, also über den Ausschluss jenes unkontrollierbaren Rests, der den systematischen Bias des diskursiven Gesamtzusammenhangs (Hegemonie) gefährdet« (Angermüller 2005, 36).

Poststrukturalistische Untersuchungen haben die »Unmöglichkeit des Diskurses« herausgearbeitet, sich als in sich widerspruchslöse Ein-

heit oder als Hegemonie⁴ zu konstituieren. Anders gesagt: Der Diskurs hat seine Grenze, und zwar deshalb, weil Sprache mehrdeutig und offen ist und weil die sprachlichen Zeichen sich nicht in ihrer konkreten Bezeichnungsfunktion erschöpfen, sondern miteinander kommunizieren (vgl. Derrida 1972, zit.n. Angermüller 2005, 35f.) und ein Gewebe bilden. Die sprachlichen Zeichen führen ein Eigenleben. Sie sind mehr als das, was die Sprechenden/Schreibenden intendieren, sie streuen (Derrida spricht von *Dissémination*, das heißt von Streuung), hinterlassen Spuren und entziehen sich vollständiger Kontrollierbarkeit und einheitlicher Abgeschlossenheit.

An diese dekonstruktive Perspektive anschließend, verstehe ich die von mir herausgestellten Diskursformationen nicht als monolithische Regimes, die mittels der Diskursanalyse vollständig kontrolliert rekonstruiert werden können. Vielmehr *konstruiert* eine Rekonstruktion von Diskursen auch *selbst* wieder etwas Neues.

4.3 Kritische Diskursanalyse, Machtanalytik und Gesellschaftskritik

Foucault hat Diskurstheorie als Machtanalytik erst in späteren Arbeiten ausgearbeitet und gezeigt, auf welche Weise Diskurse mit Macht verschaltet sind (Foucault 1977; 1983): Zum einen sind sie das Ergebnis von Machtbeziehungen und zum anderen generieren sie selbst Machteffekte. Diskurse mobilisieren zu bestimmtem Handeln und konstituieren Subjektivitäten. Nicht zuletzt (de-)legitimieren Diskurse gesellschaftliche Wissens- und Moralsysteme und steuern damit den

-
- 4 Der Hegemoniebegriff der postmarxistischen Diskussion geht von einer Konstruktion heterogener Ensembles von Elementen in einem Diskursraum aus, der keine stabilen Grenzen zu seinem Außen aufweist und daher kein geschlossener Container sein kann. Die prominentesten Vertreter der postmarxistischen Diskurstheorie sind Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Sie beschreiben die Hegemonialisierung des Diskursraums als einen Prozess der kontingenten Verknüpfung disparater Elemente in einem antagonistisch organisierten Feld sozialer Objektivität (vgl. Angermüller 2005).

Ermöglichungszusammenhang dessen, was als Wahrheit gilt und was nicht, was lebbar ist und was nicht. Diskurse sind die dem Sozialen eingeschriebenen Vorstellungen und können negative oder positive Folgen für bestimmte Menschen haben. Anders gesagt: Soziale Kontrolle und Macht werden in der sogenannten Wissensgesellschaft stark über symbolische Praktiken, Expertinnenwissen und Kommunikation vermittelt. Der Kampf um Macht ist immer ein Kampf um Deutungsmacht darüber, wie richtig gelebt wird. In diesem Sinne sind Diskurse machtbestimmte soziale Prozesse, die auch als materiell wirksam begriffen werden müssen. Sie sind »Materialitäten sui generis« (Jäger 2004, 144), eine Art gesellschaftliches Produktionsmittel und nicht »bloße Ideologie« oder Sprache (siehe auch weiter oben zu Diskurs und Materialität). Sie sind insofern mit Macht ausgestattet, dass sie bestimmte Inhalte als Wahrheit oder auch als Norm setzen und anderes ausschließen. Diskurse sind anleitend für individuelles, gesellschaftliches, gesetzliches, staatliches usw. Handeln. Sie sind Wahrheitsregime und produzieren Subjekte. Eine Rekonstruktion von Diskursen ist demzufolge auch Rekonstruktion von Machtverhältnissen (vgl. Jäger 2004, 337).

Darüber hinaus leistet die vorliegende Arbeit mehr als eine Diskurs-Macht-Rekonstruktion, sondern versucht auch, diese *kritisch* einzuschätzen und in neue theoretische Perspektiven zu überführen. Das bedeutet zunächst, dass aufgezeigt wird, dass es sich bei den in den WHO-Programmen formulierten Expertisen und Richtlinien um Konstruktionen handelt, die weder überhistorische noch natürliche Gültigkeit besitzen. »Das diskursanalytische Verfahren setzt auf einen Erkenntnisweg, bei dem der Nachweis kultureller Konstruktionen damit verbunden ist, deren Konstruktionsprinzipien aufzuzeigen« (Althoff/Bereswill/Riegraf 2017, 237). Damit wird die scheinbar selbstverständliche Gültigkeit dominanter Repräsentationen (von Geschlecht, Generativität, Mutterschaft usw.) infrage gestellt und als Ausdruck bestehender Machtverhältnisse entlarvt.

Weiter bedeutet kritische Forschung (trotz ihrer großen internen Heterogenität), dass sie ihren methodologischen Überlegungen andere Kriterien zugrunde legt als die rein dem Wissenschaftssystem im-

manenten (vgl. Freikamp u.a. 2008, 7): Sie interessiert sich nicht nur für Erkenntnisgewinn, sondern auch für einen »emanzipatorischen« Impact. Eine *kritische* Diskursanalyse untersucht, auf welche Weise Wissensformationen in bestimmten gesellschaftlichen und historischen Kontexten Macht erzeugen bzw. unterstützen und unterzieht diesen jeweiligen Zusammenhang von Wissen und Macht einer Kritik. Zur Haltung der Kritik gehört die (archäologische und genealogische) Beschäftigung mit der Geschichte, mit Wissen, aber auch eine »experimentelle Haltung, um die Formen der Vergesellschaftung in der Gegenwart umzugestalten und neue Formen zu erfinden und zu erproben« (Gasteiger 2008, 48).

Foucault schreibt – in Erweiterung ideologiekritischer Konzepte – Kritik solle »nicht länger als Suche nach formalen Strukturen mit universeller Geltung geübt [werden], sondern eher als historische Untersuchung der Ereignisse, die uns dazu geführt haben, uns als Subjekte dessen, was wir tun, denken und sagen zu konstituieren und anzuerkennen. [...] sie versucht [...] der unbestimmten Arbeit der Freiheit einen neuen Impuls zu geben« (Foucault 1990, 49). Dabei ist die kritische Ontologie (unserer selbst) aber nicht eine Doktrin, sondern muss als »eine Haltung vorgestellt werden, ein *Ethos*, ein philosophisches Leben, in dem die Kritik dessen, was wir sind, zugleich die historische Analyse der uns gegebenen Grenzen ist und ein Experiment der Möglichkeit ihrer Überschreitung« (Foucault 1990, 53).

Kritische Wissenschaft will Macht und Herrschaft, Gewalt und Unterdrückung, Unfreiheit und Ausschließung aufdecken und bietet dafür ihre eigenen Methoden – wie die kritische Diskursanalyse. »Bei aller Gegensätzlichkeit ist es doch einigendes Merkmal aller Methodiken, die sich epistemologisch auf einem Kontinuum zwischen einer marxistisch-materialistischen Dialektik und dem poststrukturalistischen Konstruktivismus abbilden lassen, mit ihren Mitteln zu zeigen, dass nicht alles so ist, wie es scheint und dass nicht alles so sein muss, wie es ist« (Freikamp u.a. 2008, 7).

Im Anschluss an diese Traditionen verstehe ich kritische Diskursanalyse als eine Methode, mit der soziale Realitäten – wie man diese auch genau bestimmen mag – nicht nur analysiert, sondern

auch hinterfragt, abgelehnt und als überwindbar beschrieben werden. »Konkret kann damit die Rekonstruktion von Machtstrukturen, herrschaftssichernden Ideologien und Diskursen, Exklusions- und Diskriminierungsprozessen, kolonialen oder sexistischen Wahrnehmungs- und Handlungsmustern etc. gemeint sein« (Freikamp u.a. 2008, 12).

Die kritische Diskursanalyse geht von einer machtbestimmten Regelgeleitetheit des Diskurses, also von einer inneren Struktur aus. Ohne diese allerdings als bruchlos, abgeschlossen und monolithisch setzen zu wollen, denn zu einem Diskurs gehört nicht nur das Gesagte und Geschriebene, sondern auch das, was zu sagen und zu schreiben nicht erwünscht und erlaubt ist, sowie auch all das durch Nichtthematisierung überhaupt Undenk- und Unsagbare. »Das Kritikpotenzial der Diskursanalyse liegt entsprechend in der Relativierung des Absolutheits- und Wahrheitsanspruchs des oft als »natürlich«, »normal« oder selbstverständlich Angenommenen. Die Diskursanalyse untersucht damit auch die Grenzen unseres Denkens und Argumentierens« (ebd. 22).

Gleichwohl gelangt auch die Diskursanalyse an den Punkt, anhand des empirischen Datenmaterials Kategorien bilden zu müssen und dadurch zu »affirmativen« Ergebnissen zu gelangen. Diese Affirmation kann nur überschritten werden, wenn die *Beschreibungsmuster* kritische Erkenntnis ermöglichen, das heißt, alternative Denk- oder Handlungsmöglichkeiten ausloten (ebd).

Die vorliegende Arbeit ist im weitesten Sinne in einem feministischen und emanzipatorischen Projekt der Moderne verortet. Dieses »Projekt« wird verstanden als ein heterogenes und umkämpftes, nicht als eine homogenes. Mit andern Worten ist das, was Emanzipation, Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Solidarität etc. bedeuten können und wie diese Werte oder Ziele in ihrer Relevanz zu gewichten sind, umstritten. Foucault hat dafür plädiert, eine »unbestimmte Haltung der Kritik« (Gasteiger 2008, 47) einzunehmen und versuchte damit, eine Theoriebildung zu vermeiden, bei der kategoriale Schemata entwickelt werden, um die Wirklichkeit anschließend in das entworfene Schema zu pressen (ebd. 2008, 47).

Mit einer Diskursforschung gemäß Foucault verbindet sich mithin eine bestimmte, im Poststrukturalismus verortete postrationalistische

Erkenntnis- und Wissenschaftshaltung, die die Historizität des Denkens, der Wahrheit, der Sprache und des menschlichen In-der-Welt-Seins zur Ausgangsbasis der eigenen wissenschaftlichen Praxis macht. Wie Foucault schreibt: »Das [...] Kennzeichen dieser wirklichen Historie ist schließlich, dass sie nicht fürchtet, ein perspektivisches Wissen zu sein« (Foucault 1987, 82, zit.n. Gasteiger 2008, 33). Oder um es mit Gasteiger (ebd. 33) zu formulieren: »Die Unhintergebarkeit der Perspektivität zum Ausgangspunkt des eigenen Denkens zu machen, heißt auch mit den (heuristisch-theoretischen) Begriffen zu experimentieren. Daraus ergibt sich eine Beweglichkeit des Denkens und ein spielerischer Umgang mit der Wahrheit.«

Die Kritische Diskursanalyse hinterfragt mit ihren methodischen Instrumentarien erkenntnistheoretische Positionen der traditionellen Wissenschaften und versucht, deren Einschränkungen zu erkennen und ein Stück weit zu überwinden. Foucault schreibt (1977, 39): »Die Macht/Wissen-Beziehungen sind darum nicht von einem Erkenntnissubjekt aus zu analysieren, das gegenüber dem Machtssystem frei oder unfrei ist. Vielmehr ist in Betracht zu ziehen, dass das erkennende Subjekt, das zu erkennende Objekt und die Erkenntnisweisen jeweils Effekte jener fundamentalen Macht/Wissen-Komplexe und ihrer historischen Transformationen bilden.«

Ähnlich wie in der qualitativen Sozialforschung soll Theorie in der Logik der Diskursforschung dezentriert und gleichzeitig neu bestimmt werden. Theorie erhält dadurch einen neuen Wert, der sich von den Theorien, die mit universalistisch-rationalistischen Ansprüchen auftreten, absetzt. »Der Faden, der sich durch Foucaults vielschichtiges Werk zieht, ist die methodologische Haltung, stets neue Fragen zu entwerfen, die eigenen Prämissen zu variieren und möglichst unvoreingenommen für neue Horizonte zu bleiben, die sich im Laufe des Forschungsprozesses eröffnen können« (Gasteiger 2008, 34). Feyerabend (1977, 30, zit.n. Gasteiger 2008, 34) hat diese methodologische Haltung in der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie folgendermaßen ausgedrückt: »Ein komplexer Gegenstand, der überraschende und unvorhergesehene Entwicklungen enthält, erfordert komplexe Methoden und entzieht sich der Analyse aufgrund von Regeln, die im Vorhinein und ohne Rück-

sicht auf die ständig wechselnden geschichtlichen Verhältnisse aufgestellt worden sind.«

Letztlich kann von einem »Postulat der Offenheit« (Gasteiger 2008, 35) gesprochen werden. Bei Foucault verschärft sich dieses noch zu einer »Haltung der Skepsis« (ebd.), das heißt in einer Distanzierung von vorgegebenen Wissenskonstrukten. Betont wird, dass es keine Gegenstände im naturalistischen Sinne gibt, sondern diese durch bestimmte kulturelle Redeweisen und wissenschaftliche (oder pseudowissenschaftliche) Methoden erst als ein So-und-nicht-anders-Seiendes produziert werden. Betont wird zudem die Ereignishaftigkeit und Historizität des scheinbar Logischen oder Notwendigen.⁵

Eine solche relativierende Perspektive geht nicht davon aus, dass es keine Strukturen gäbe. Sie eröffnet aber durch das Aufbrechen kultureller Gewissheiten (Fortschritt, Teleologie usw.) einen unbestimmten »ZeitRaum«, mit dem neue Fragen aufgeworfen werden können, das heißt neue Interpretations- und Rekonstruktionsrahmen für die Analyse von Texten (Foucault 1997, 13).

Von einer solchen Wissenschaftshaltung ausgehend, muss die kritische Diskursanalyse unabgeschlossen bleiben. Die kritische Rekonstruktion von Diskursen bringt Diskurse hervor, die nicht *per se* einen höheren Wirklichkeitsanspruch behaupten oder Wahrheitswert beanspruchen können. Auch die interpretative und kritische Rekonstruktion von Diskursen verbleibt, wie jegliche Rekonstruktionsverfahren, in spezifischen Horizonten. Mit anderen Worten: Auch Diskursanalytiker/-innen bewegen sich innerhalb des historischen Archivs und sind in *methodisch* erzeugten Perspektiven befangen.

Um es mit der Historikerin Elisabeth Joris zu sagen: »Wenn es so etwas wie Objektivität in der Wissenschaft gibt, dann zeigt sie sich in einer Haltung, die die Offenlegung des eigenen Standpunkts einem vermeintlichen Verzicht auf einen solchen vorzieht« (Joris 2014 in der WOZ). Es geht um ein nicht essenzialistisches, historisierendes

5 Siehe dazu auch die feministische Erkenntnistheorie, z.B. Harding 1994 und Haraway 1995.

Erkenntnisinteresse, das sich über die »Fähigkeit zur Reflexion, Differenzierung und gegebenenfalls auch Revision der eigenen Axiome« (Hark 2014, 56) definiert, mehr noch, das kritisch ist gegenüber sich selbst sowie gegenüber den jeweiligen Gesellschaftsverhältnissen und dem, was in ihnen lebbar ist oder nicht (vgl. Maihofer 2014).

Diskursanalytiker/-innen erzeugen spezifisches Wissen und damit zugleich auch Nichtwissen, das es zu reflektieren gilt. Die Rekonstruktion eines Diskurses ist also immer auch ein Konstruktionsakt, der wiederum andere Konstruktionen ausschließt. Diskurs ist daher immer nur als eine Vielzahl von Diskursen denkbar, er kann also nicht den Anspruch einer umfassenden Gesellschaftsanalyse formulieren, da sonst »das Perspektivische und das Kontingente der konkreten Praxis der Diskursrekonstruktion und damit die Haltung der Skepsis gegenüber den (epistemischen) Evidenzen über die Hintertür wieder durch neue, verschobene Evidenzen ersetzt werden« (Gasteiger 2008, 39). Die kritische Rekonstruktion von Diskursen bedeutet, die Welt auf eine bestimmte Art denkend zu ordnen, die immer auch selbstreflexiv hinterfragt werden muss, weil Diskurse stets auch *anders* denkend geordnet werden können.

Poststrukturalistische Wissenschafts- und Methodenkonzeptionen sehen im radikalen Hinterfragen von Objektivität und Gewissheit (auch hinsichtlich der prinzipiellen Möglichkeit von Erkenntnis) und aller »großen Erzählungen« und damit auch der »einen« großen Utopie ihr eigentliches Kritikpotenzial. Gleichwohl ist postmoderne Gesellschaftskritik keineswegs visionslos oder gar defätistisch. Der vierte und letzte Teil dieser Arbeit wendet sich der Frage zu, auf welche Weise Generativitätsverhältnisse besser in die feministische Theoriebildung eingebunden werden können. Ich stelle hier abschließend die Frage, inwiefern meine Interpretationen zur Feminisierung und Abspaltung von Generativität nicht ein Stück weit das Problem reproduzieren, auf das sie aufmerksam machen: nämlich die Abspaltung von Generativität in einen privaten Raum individuellen Gesundheitshandelns. Anders gesagt, geht es im letzten Teil darum, eine theoretisch »Vision« zu entwickeln, die Generativität theoretisch wie politisch nicht erneut unsichtbar macht und marginalisiert.

4.4 Materialkorporus

Die Zusammenstellung des Materialkorporus ist der erste Schritt der Diskursanalyse. Im Folgenden werde ich, ausgehend von meinen Forschungsfragen, die Auswahl des untersuchten Materials begründen. Die zentrale Frage meiner Arbeit ist, auf welche Weise die Programmatik der Reproduktiven Gesundheit und Rechte im europäischen Raum Generativitätsverhältnisse biopolitisch regierbar machen. Die Textlektüre zielt darauf, die Aktualität der biopolitischen Gouvernamentalität am Beispiel der untersuchten Programme zu untersuchen. Die in den bisherigen Kapiteln entwickelten Perspektiven geben bei der Analyse die Richtung vor.

Seit der Verabschiedung der Agenda von Kairo (1994) orientieren sich internationale Organisationen, Regierungen, NGOs und verschiedene Gesundheitsakteur/-innen an diesen Konzepten. Im europäischen Raum wurden sie 2001 von der WHO Europa für die europäische Situation ausgearbeitet, zugespitzt und verabschiedet (*WHO Regional Strategy for Sexual and Reproductive Health 2001*). Diese europäische Strategie für Reproduktive Gesundheit und Rechte ist eine menschenrechtsbasierte⁶ Empfehlung im Anschluss an die Agenda von Kairo 1994, die sich

6 Die Erklärung der Menschenrechte *selbst* ist nicht völkerrechtsverbindlich. Die internationalen Menschenrechte, einschließlich der Menschenrechtsinstrumente sowohl der Vereinten Nationen als auch regionaler Organisationen, bilden »nur« den Rahmen für die Ausarbeitung nationaler Gesetze. Internationale Menschenrechtsdokumente lassen sich grob in zwei Kategorien einteilen: Übereinkommen, die für diejenigen Staaten rechtlich verbindlich sind, die sie ratifiziert haben; und sogenannte internationale Menschenrechtsstandards, die als Leitlinien angesehen werden und in internationalen Erklärungen, Resolutionen und Empfehlungen verankert sind. Beispiele für die erste Kategorie sind internationale Menschenrechtsübereinkommen wie der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte (ICCPR, 1966) und der Internationale Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte (ICESCR, 1966). Regelungen, die der zweiten Kategorie angehören (hier gehört auch Kairo dazu), sind z.B. Resolutionen der Generalversammlung der Vereinten Nationen. Diese sind zwar nicht rechtsverbindlich, doch sie können und sollten die staatliche Gesetzgebung beeinflussen, da sie einen internationalen Konsens darstellen.

auf die Region Europa bezieht und die spezifischen Probleme dieser Region adressiert.

Diese »europäische« Variante der Reproduktiven Gesundheit ist bisher von der kritischen Forschung unbeachtet geblieben und ist deshalb Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Darüber hinaus wird das jährlich erscheinende Magazin der WHO/Europe zur sexuellen und Reproduktiven Gesundheit *Entre Nous* analysiert.⁷ Im Unterschied zur Agenda, bei der es sich um ein durch die Mitgliederstaaten offiziell verabschiedetes WHO-Dokument handelt, kommen im Magazin unabhängige Expert/-innen (Ärzt/-innen, Demograf/-innen usw.) aus verschiedenen europäischen Ländern zu Wort. Das Heft richtet sich an (staatliche) Gesundheitsakteur/-innen und vermittelt Expertisen zu jeweils einem Themenschwerpunkt (zum Beispiel Fertilität, Müttergesundheit, Reproduktionstechnologien usw.).

Das Heft widerspiegelt nicht »den WHO-Diskurs«, zeigt aber gleichwohl ein durch die WHO vorgenommenes Framing von Themen und Fragen. Anders gesagt: Die durch die Expert/-innen formulierten Positionen werden weder als Position der WHO verortet noch distanziert sich die WHO von ihnen. Das Magazin ist eine Art erweitertes diskursives Feld rund um die *eigentlichen* WHO-Programmatiken. Die vorliegende Arbeit untersucht demnach – unter Einbezug historischer und internationaler Genealogien – das 2001 verabschiedete europäische Programm der Reproduktiven Gesundheit und bezieht dabei außerdem die ab 2001 jährlich erschienen Ausgaben des Magazins *Entre Nous* ein.

Das Hauptdokument ist wie folgt strukturiert: Im ersten Teil werden die verschiedenen reproduktiven und sexuellen Gesundheitsprobleme in der europäischen Region skizziert und die Hintergründe der Konzepte dargelegt. Dabei wird auch begründet, warum die Konzepte der sexuellen und Reproduktiven Gesundheit im europäischen Raum eingeführt werden sollen und es mehr Anstrengungen in diesen Bereichen braucht. Im mittleren Teil werden die Konzepte und Definitionen der Reproduktiven Gesundheit, der sexuellen Gesundheit und der Safe

7 Die WHO gibt *Entre Nous* gemeinsam mit dem United Nations Population Fund (UNFPA) heraus.

Motherhood ausdifferenziert. Im dritten Teil werden Ziele ausformuliert, und am Schluss geht es um die Möglichkeiten der Evaluationen und der Überwachung (der Reproduktiven Gesundheit).

Ich verstehe die internationalen Politiken der Reproduktiven Gesundheit und dabei konkret die WHO-Programme als diskursive und politische Formationen, die historisch gewachsen sind und deren Regierungsweisen ich entsprechend unter genealogischen Gesichtspunkten betrachte.

Ausgehend von den im Theorieteil entwickelten Perspektiven der Regierung (biopolitische Gouvernamentalität), werden die zentralen Diskursformationen in den Blick genommen. Skizziert wird darüber hinaus auch, welche diskursiven Verschiebungen es seit der Verabschiedung der WHO-Strategie 2001 im Bereich der Reproduktiven Gesundheit – insbesondere im Hinblick auf Reproduktionstechnologien – gegeben hat. Das Magazin *Entre Nous* ist als zentrale Publikation der WHO exemplarisch, da es den Anspruch formuliert, die relevanten Themen im Feld der Reproduktiven Gesundheit an die Öffentlichkeit und die entscheidenden Akteur/-innen zu vermitteln. Daneben gibt es natürlich zahlreiche weitere Dokumente, Publikationen und Expertisen der WHO zum Thema der Reproduktiven Gesundheit, die immer wieder Erwähnung finden werden, jedoch, zwecks Eingrenzung, nicht zum systematisch untersuchten Material gehören.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Arbeit sämtliche Positionen und Diskurse der WHO oder WHO/Europe zum Thema der Reproduktiven Gesundheit zu berücksichtigen. Die Arbeit zeigt also einen Ausschnitt, sie untersucht zentrale Stränge. Viele Details und Ausästelungen müssen unberücksichtigt bleiben.

4.5 Vorgehen

Foucaults *Archäologie des Wissens* (1995) ist kein Methodenbuch im eigentlichen Sinn. Foucault überdenkt die Forschungswege seiner vorhergegangenen Studien und reflektiert über zukünftige Möglichkeiten. Dabei überprüft er die möglichen Perspektiven auf den Forschungsge-

genstand *Diskurs*, entwickelt aber keine standardisierten Vorgaben für die Umsetzung von Diskursanalysen. Mein Vorgehen stützt sich im Wesentlichen auf das methodische Schema, wie es Jäger (2004) und Teubert (2003) vorschlagen und wie es durch Bartel, Ullrich und Ehrlich (2008) konkretisiert wurde.

Ziel ist eine Rekonstruktion der Wissensordnung der WHO-Programmatik und damit zusammenhängend eine Analytik der Regierung der Generativität. Meine Forschungsfragen sind dabei Theoriegeleitet. Sie stützen sich im Wesentlichen auf das theoretische Instrumentarium Michel Foucaults zu Biopolitik und Gouvernamentalität sowie dessen Erweiterungen durch die gegenwartsbezogenen Gouvernamentalitätsstudien im Feld von Public Health. Ferner entwickle ich meine Forschungsfragen ausgehend von der im Theoriekapitel im Anschluss an Tellmann (2017) ausgearbeiteten Verbindung von Biopolitik und Gouvernamentalität, das heißt, ich untersuche, wo und wie genau sich in den Programmen der Reproduktiven Gesundheit gouvernementale und biopolitische Regierungsrationalitäten konstitutiv aufeinander beziehen und dies mit historischen wie aktuellen kolonialen Anordnungen und Geschlechterverhältnissen zusammenhängt. Lektüreleitend ist die Frage nach dem konstitutiven Zusammenhang zwischen der biopolitischen Regulierung des Lebens (Generativität) und einer liberalen ökonomischen Rationalität, das heißt der gouvernementalen Regierung der Subjekte (Selbsttechnologien) sowie deren Vergeschlechtlichung.

Die Analyse der WHO-Programme erfolgt konkret entlang einer Makro-Mikro-Achse, die Makrodimension fragt auf der Ebene der Gesellschaft als Ganzes: Welches gesellschaftlich legitime Wissen über Generativität produzieren die Programmatiken? Und welche Machtsysteme liegen diesem Wissen zugrunde? Unter dem Gesichtspunkt des Regierens steht die Frage im Zentrum, welche direkten oder indirekten bevölkerungspolitischen (zum Beispiel Pro- oder Antinatalismus) und gesundheitlichen Ziele oder Prämissen die Programme enthalten und auf welche Weise diese generative Prozesse regierbar machen sollen. Dabei geht es auch um die Frage: Wer soll Europa reproduzieren? Welche Menschen werden eher adressiert oder ermutigt, die Bevölkerung

zu reproduzieren und zum Beispiel Reproduktionstechnologien zu verwenden? Und wer wird eher mit der Verwendung von Verhütungsmitteln adressiert? Weiter geht es auf der Mikroebene um die Frage, welche Bedeutung diese Wissensordnungen für Subjektkonstitutionen haben. Hier stehen folgende Aspekte im Zentrum. 1) Wie konstituieren die Programme das generative Subjekt? 2) Wie ist Selbstbestimmung definiert, und welche ›generativen Subjektmodelle‹ zeigen sich darin? 3) Welche Rolle spielt dabei Geschlecht bzw. auf welche Weise wird Generativität vergeschlechtlicht? Und welche Rolle spielen postkoloniale Anordnungen bzw. Ethnisierung? Abschließend richte ich den Fokus ausgehend von meinen materialistischen Ergänzungen auf die Frage der Vergeschlechtlichung und untersuche, inwiefern die biopolitische Regierung der Generativität auch auf die Ebene der geschlechtlichen Aufteilung von produktiver und reproduktiver Arbeit verweist. Und inwiefern Generativität dabei als feminisierte Gratarbeit abgespalten und depolitisiert wird.

Gemäß der Korpus-basierten Diskursanalyse (Teubert 2003) habe ich nach einer mehrstufigen Lektüre meines Materials zentrale Schlüsselwörter und Themen herausgefiltert, die im gesamten Korpus wiederholt auftauchen und die sich als zentral erweisen, weil sie Problemdefinition und Handlungsbedarf im Feld der Reproduktiven Gesundheit für den europäischen Raum definieren. Ich habe daraus ein Kategoriensystem bzw. Schlüsselthemen erstellt und aus diesem jeweils – gemäß meiner Fragestellungen – einzelne »Diskursformationen« (Detel 2003, 188) sowie einzelne Diskurselemente herausgearbeitet. Im Anschluss an Jäger (2004) verstehe ich unter Diskursformation wiederkehrende Äußerungen zu einem Thema, das heißt Äußerungen, die diskursive Einheiten bilden, deren Hauptfunktion darin besteht, Expert/-innenwissen und Handlungsanweisungen zur Reproduktiven Gesundheit zu geben. Schließlich habe ich die analytischen Ergebnisse des Close Readings im Rahmen einer Gesamtinterpretation zusammentragen, nochmal an meine theoretischen Vorüberlegungen zurück gebunden und zum Schluss Anschlussmöglichkeiten für eine gesellschaftstheoretische Perspektive auf Generativitätsverhältnisse ausgelotet.